

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Landschaft der Väter

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

LANDSCHAFT DER VÄTER

Luhnstedt hat sein Gesicht dem Westen zugekehrt, als blicke es dem Lauf der Luhnau nach. Auf dem Wege, der aus dem Tal der Au nach Norden führt, gelangt man bald auf die Katzheide, wo es nur ein paar verstreute, einzelne Gehöfte gibt. Als erste geschlossene Siedelung von Bedeutung findet man hier das Kirchdorf Jevenstedt; aber weil es eine Meile entfernt liegt, muß es schon als Fremde gelten. Die Zusammenhänge, in denen hier die Menschen leben, sind weiter, verwickelter, unübersichtlicher und also auch gefährlich.

Nach Süden steigt der Weg aus dem Aotal empor in eine anmutige Landschaft, die einer riesigen Naturbühne ähnelt. Von allen Seiten greifen die Bondenhölzer und die ganz freien Bauernwaldungen gleich Heckenkulissen in den Raum. An jeder Biegung des Weges stellen die Waldränder mit neuen, immer reizvolleren Verkürzungen und Überschneidungen dem Blick andere Bilder hin.

Man wandert, immer in sanftem Anstieg, auch wohl eine Zeit lang am Saum eines Bondenholzes hin, bis hinter dem Forsthaus die im Vorgelände sozusagen plänkelnden Wäldchen ihr Ende finden an der geschlossenen Waldmasse, die den Charakter der Staatlichkeit in einer besonderen Stattlichkeit ihrer Bäume sehr eindringlich geltend zu machen weiß. Eine Reihe hoher, dunkler Tannen sperrt den Weg, Wachtposten vergleichbar, die durch feierliche Unbeweglichkeit den Nahenden einschüchtern, dem sie gleich sehr von oben herab den Passierschein abfordern werden.

Der Gang durch den Tannengürtel teilt dem Wanderer etwas von der Erregung mit, die einen Grenzübertritt kennzeichnet. Und wie man sich wohl wundert, daß man unmittelbar nach der Feierlichkeit der Zoll- und Paßrevision so unbemerkt und unbeargöhnt in den Alltag des fremden Landes eingehen kann, so findet man auch hinter den Tannen das Gleichgewicht der Seele bald wieder. Aber man ist nun doch in der Fremde.

Die Feierlichkeit der Postenkette freilich übernimmt das La-

ger nicht. Der schmale, immer noch steigende Weg schlängelt sich hin, scheint mit jeder Biegung zu enden, bis er im allerletzten Augenblick und immer überraschend ein weiteres Stück freigibt. Man kann wohl glauben, daß sich der Wald hinter dem Wanderer wieder schließt, wie er sich vor ihm für das Bedürfnis des Augenblicks öffnet. Wie Soldaten sind die Bäume, die dem Fremdling eine Gasse durch das Lager freigeben. Sie stehen an den beiden Rändern der Gasse aufgereiht. Sonnenflecken, die sich im beschatteten Sand des Weges haschen, sind wie wohlgemeinte Soldatenspäße, die dem Vorübergehenden zugeworfen werden. Der Wanderer lächelt dazu, und doch ist ihm etwas beklommen zumute. Dies ist trotz allem schon die Fremde, und jenseits des Waldes, in Nindorf, ist die Welt dem Luhnstedter irgendwie verwandelt.

Der Forst beschreibt einen weitgeschwungenen Bogen, so daß der Luhnstedter auf seinem Wege gegen Osten nach einer kleinen Stunde wieder am Waldrand steht. Und auch hier beginnt hinterm Forst, in Brammer, die fremde Welt. Die Wälder müssen sich eine zauberdunkle Macht des Trennens bis tief in die aufgeklärten Zeiten hinein bewahrt haben.

Es hat gewiß auch große Bedeutung, daß Nindorf und Brammer außerdem anderen Kirchspielen angehören. Was nun die Dörfer desselben Kirchspiels eint, ist weniger die gemeinsame Kirche als vielmehr der gemeinsame Friedhof. Die Toten zeugen für die Lebenden, und von zwei sonst gleichwertigen Bewerbern um eine Sache verdient der den Vorzug, dessen Vater oder Großvater auf dem Jevenstedter Friedhof gleich links vom großen Quersteig liegt. Kennt man von einem Menschen die Leichensteine seines Geschlechts, so gibt ihm das allgemeine Vertrauen unbesehen einen Vorsprung, den der unbeglaubigte Fremde nur durch streng überwachte und langwierige Anstrengungen aufholen kann. Der Friedhof ist ja nicht der Ort der unstörbaren Ruhe, auch nicht die Stätte der Verwesung, sondern die Unterwelt, in der die Toten ein anderes, ein im Sinne der Oberwelt vielleicht gemindertes Leben führen. Die Unterwelt ist mit Hauptwegen und Nebensteigen eingeteilt wie der Friedhof selbst, und überall ist Bewegung. Die guten Freunde besuchen sich bei Tage und haben ihre Gespräche wie einst, und am Abend strek-

ken sich alle in ihre Särge, und die Eheleute liegen nebeneinander und beraunen in friedevoller Zwiesprache das vergangene Leben nicht anders als vormals einen beendeten Arbeitstag. Sie unterbrechen ihr Gespräch und horchen, ob der Atem der Kinder, die zu ihren Füßen ruhen, friedlich geht. Man denke sich einmal das Gedränge unter einem Grabhügel, auf dem die Kränze noch frisch und die Inschriften der Schleifen vom Regen noch nicht verwaschen sind! Ach, die *Ruhe* der Toten! Immer müssen die Neuangekommenen berichten, endlos Auskunft geben. Viele Tage und Nächte hin ist um ihre neue Wohnung das Gedränge von Besuchern auch aus den entlegensten Ecken des Friedhofs, und immer drängen andere Stimmen sich eifervoll vor mit dem Ruf: „Erzähl von den Unsern!“

Das geheime Wissen um die Vorgänge im Totenreich steigt den Lebenden bei Nacht aus Abgründen des Traumes ins Bewußtsein empor, und mit einem kleinen Rest behauptet es sich dort für das weitere bewußte Leben. Johann Kleen teilte mir einst aus solchem traumgeborenen Wissen mit: „Also ich träume, mußt du dir denken! Ich gehe im großen Trupp mit den Leuten aus allen Dörfern des Kirchspiels die Straße zum Kirchhof rauf. Es ist da schwarz voll von Menschen; aber man braucht sich darüber nicht zu wundern. Du wunderst dich ja überhaupt im Traum über gar nichts weiter. Am Tag der Toten ist immer großes Gedränge, war ja in all den Jahren nicht anders. Es ist immer dasselbe: die Leute tragen schwer an Körben. Die Braunbier- und Kaffeeflaschen strecken ihre Hälse unter den Korbdeckeln heraus. Es ist wie in der Heuernte, ungefähr so, als habe der liebe Gott befohlen, die große Himmelswiese müsse nun unter die Sense. Und nun sind alle Leute aus dem Kirchspiel Jevenstedt unterwegs, damit die Mäher auch was zu leben kriegen. Und als ich mir darüber noch so meine Gedanken mache, da sehe ich, wie Timm Treede so minnachtend an mir runterkuckt und dabei grient. Du kennst ihn ja und kennst auch dies Grien. Ich kriege einen Schreck, kucke an mir runter und denke noch: Was hat der niederträchtige Kerl zu grien? Da weiß ich auch schon Bescheid. Ich trage da ein paar armselige Mettwurstbutterbrote in ein rotes Taschentuch geknotet, und er schleppt an einem richtigen Kartoffelkorb. ‚Hungriger Kram da in eurer Haushaltung!‘ denkt Timm

Treede und grient mich unverschämt an. Und als ich noch grüble, wie ich mich mit den paar Butterbrotten vor unsern Leuten defendieren soll, da jankt auch schon die eiserne Pforte in ihren Hängen — du kannst dir das ja vorstellen! Wir sind auf dem Kirchhof, und da sitzen sie denn auch richtig schon auf ihren Leichensteinen und warten. Welche sind schon tüchtig bei zu essen. Ich schäme mich natürlich sehr und will man schnell machen, daß ich zu unsern Leuten komme. Kucke auch steif geradeaus, gebärde unbekannt und will gar nicht erst einen Schnack anfangen. Aber Jochen Wittmaack hat mich natürlich schon von ferne klug gekriegt. Jochen sitzt da im blauweiß gestreiften Überhemd so auf seinem Stein, wie er sonst am Sonntagnachmittag vor der Tür saß. Als ich herankomme, steht er auf, kommt vor bis an die Eisenstange und sagt ganz kläglich: „Mensch, Johann, hast du nichts von unsern Leuten gesehen? Ich bin doch so hungrig; ich kann es rein gar nicht mehr aushalten. Gib mir man erst mal von deinem Brot! Wenn unsere kommen, kriegst du es wieder.“ Was soll ich da machen? Jochen greift auch schon nach dem Bündel, tüdert es auf und beißt sofort in eine Brotschnitte hinein. Seiner Lena, die still auf ihrem Stein sitzen geblieben ist, reicht er auch ein Stück, und dabei sagt er: „Prüfe mal die Mettwurst! Ja, im Wurstmachen ist dir Johann seine Anna immer übergewesen.“ Da denke ich an meine Anna, die etwas weiter runter auf ihrem Stein sitzt und auch Hunger hat und auf mich lauert. Mit dem kommt Hans Rohwer schon mit seinem leeren Korb zurück, lacht und sagt zu mir: „Junge, mach zu! Anna ist schon ganz giftig. Eben sagte sie zu Stine Hansen, die da neben ihr liegt: Mein alter Quasselbündel, sagte sie, hat sich natürlich wieder irgendwo festgeschnackt.“ Da steckt Jochen gerade den letzten Happen von meinem Mettwurstbrot in den Mund, wischt sich den Bart und reibt sich die Hände, und ich war nun so in der Kneife, daß ich mit Herzklopfen aufwachte.“ — — —

Es können aber immer nur die letzten Toten eines Geschlechtes auf solche Weise noch in das Leben der oberen Welt hineinwirken, und Johann Kleens Träume vermögen die Leichensteine des Jevenstedter Friedhofs nur so weit zu bevölkern, als ihm die Menschen, die darunter ruhen, im Leben noch begegnet sind. Die Kette der Ahnen reißt den meisten beim Großvater schon ab.

Selten trägt einer das Bild des Urgroßvaters im Gedächtnis. Die Angehörigen so versunkener Zeiten kommen am Tage der Toten nicht mehr auf die Oberwelt; sie haben sich in ein tiefergelegenes Tal der unteren Welt zurückgezogen. Bauern waren sie, die in den Gang des großen Weltgeschehens nicht eingegriffen haben und deren Namen und Taten darum im Buch der Geschichte nicht verzeichnet stehen. Bauern waren sie, die da pflügten und säten, ernteten und droschen, die zeitloses Bauernwerk taten und darum der Zeit entfielen. Das Gestein der Geschichte, zu dem die fließende Zeit erstarrt, bewahrt an seinen Kluftwänden keinen Abdruck ihrer Gestalt. Im Kirchspiel Jevenstedt faßt sich dem lebenden Vertreter eines Geschlechts die Vergangenheit meistens im Großvater zusammen.

Vier oder fünf Dörfer des langgestreckten Pfarrbezirks taten sich in alter Zeit schon zu einer engeren Gemeinschaft zusammen, in der alle Verhältnisse immer übersehbar bleiben. Eheschließungen schossen in diesem engen Raum unablässig hinüber und herüber, und immer engmaschiger wurde das Netz der Verwandtschaft, das die Menschen zusammenhielt und absonderte. Man glaubte, das Leben gegen jeden Einbruch des Unberechenbaren und Abenteuerlichen abgedichtet zu haben, und im Zweifelsfalle konnte man von den Grabsteinen in Jevenstedt entscheidenden Rat ablesen.

Die verbündeten Dörfer liegen im Westen von Luhnstedt, und der Weg in Freundesland folgt dem Lauf der Luhnau. Der Betrachtung ihres Gesellschaftslebens und der Erdoberfläche haben die Menschen früh das Gesetz abgewonnen, daß die Wälder auf den Gebirgen trennen, die Ströme in der Ebene aber verbinden. Jedes anständige Gesetz muß auf allgemeine und unverbrüchliche Gültigkeit halten, und so erwies sich in der Landschaft meiner Jugend auch dieses noch so weit wirksam, als es von ihm nach einer gewaltigen Verkürzung der Maße billig gefordert werden durfte. Denn was bei uns stellvertretend Gebirge sein muß, klimmt im Süden, hinter Nindorf, bis zur Höhe von 82 Metern empor, während im Osten dem wetteifernden Hanradesberg bei 76 Metern der Atem vollkommen ausgegangen ist. Und die Luhnau ist trotz aller Schönheit und der Mannigfaltigkeit ihres pflanzlichen und tierischen Lebens dem unbefangenen Betrachter doch wohl

nur ein kümmerliches Rinnsal, das er, falls ihm an der Verhöhnung eines unschuldigen Baches gelegen sein sollte, wie beiläufig hin und her überspringen kann. Vielleicht sind auch im Süden und Osten die schweigenden Wälder darum so hoch und unbedingt abschließend aufgewachsen, weil das Mißtrauen der Luhnstedter sie düngte. Ihr Vertrauen aber kluckert mit den Wasserlein der Luhnau geschwätzig dem Westen zu.

Dem Osten ist das Mißtrauen in besonderer Weise zugewandt. Holtdorf bleibt noch ausgenommen; denn es ist nur zwei Kilometer entfernt und liegt diesseits des Geheges. Außerdem ist der Boden dort besser als in Luhnstedt, und die Bauern haben entsprechenden Rang. Hinterm Walde, in Brammer, tut man gut, das erwachende Mißtrauen noch zu verbergen hinter Achtungsbezeugungen, zu denen der Besitzstand der Bauern zwingt. Aber dann kommt Bokel, armselig im Sand der Heide gelegen, das Dorf der Buchweizenbauern, die der göttlichen Weltordnung nicht acht haben insofern, als sie ihren Wohnort „Baukel“ nennen und überhaupt jedes lange „o“ in ein „au“ verwandeln. „In Baukel gaht de Kinner to Schaul.“ Mit solchem Kauderwelsch richtet ein Dorf sich selbst.

Den Bewohnern der weiterhin folgenden Dörfer kann ein freier Luhnstedter je nach seiner Gemütsart nur noch Verachtung oder Mitleid zuwenden. Wir kommen nämlich nun in die Begüterung hinein, wo das Blut nicht mehr so ebenmäßig sächsisch ist, wo ihm in früherer Zeit mancher Tropfen einer anderen, dunkleren, östlicheren Herkunft und musisch-bewegterer Art zugemischt wurde, wo der Graf von Reventlow-Criminil wie ein Halbgott Umritt hält. Vor ihm sinkt das würdelose Geschmeiß demütig in den Staub, und noch da, wo die Bauern den Sklavenstrick des Pachtverhältnisses endlich zerreißen und frei werden konnten, weisen doch sanftere Sitten und verbindlicheres Wesen auf die alte Abhängigkeit schimpflich zurück. Sie sind in harter Schule gründlich gezähmt worden, während der freie Luhnstedter einen Rest alter Wildheit mit Stolz bewahrt.

Diesen verdächtigen Bezirken des Ostens nun entstammte mein Vater. Wenn mein Bruder und ich uns in den Knabenjahren zum Besuch des Großvaters auf die dreistündige Wanderung begaben, so erwarteten uns mancherlei Abenteuer. In Holtdorf und Bram-

mer konnte es wohl geschehen, daß wir die Straße von wildentschlossenen jugendlichen Kriegern gesperrt fanden: „Wat wöllt ji hier? Wöllt ji wat an de Snuut?“ Da ich noch ein sehr kleiner Knabe von friedfertig-träumerischer Gemütsart war, stand ich diesen Ausbrüchen einer vermeintlich reinen Bosheit fassungslos gegenüber. Aber es geschah uns ja kein Harm, und den Holtdorfer und Brammer Jungen lag wohl nur daran, auf das immer noch bestehende Fehderecht der Freiebornen in einprägsamer Weise hinzudeuten. Dagegen kam es in Bokel schon vor, daß uns aus einem Garten ein freundlich lächelnder Junge anrief: „Wöllt ji'n Appel hebben?“ Und in Vollstedt vollends, im Herrschaftsbereich des Grafen von Reventlow-Criminil also, wurden wir von der Dorfjugend mit Ehren empfangen und als willkommene Gäste wertgehalten. Ein ganz echter kriegerischer Freidörfler hätte die Vollstedter um ihrer Friedfertigkeit willen gelinde verachten müssen. Meinem Herzen aber taten die milderen Sitten sehr wohl.

Zwischen Brammer und Bokel führten verwirrende Richtsteige durch Heide und urweltliches Bruchland. Ich weiß sehr wohl, daß dort ein Bezirk von besonderer Wildheit und Weltabgeschlossenheit in einer guten Viertelstunde zu durchqueren ist. Aber immer wieder dehnt die Erinnerung an Kindheitswanderungen zum Großvater den bescheidenen Raum wider alles bessere Wissen ins Riesenhafte. Stundenlang streiften wir durch die Steppen Nordamerikas. Hier gemahnte nichts mehr an die geduldige Arbeit sesshafter Menschen, und die schmalen, halbüberwucherten Steige rührten von streifenden Jägern her, Weißen und Roten. In jedem Augenblick konnten aus dem Dickicht Indianer hervorbrechen. Aber diese Möglichkeit war keine Störung des Wanderbehagens dem, der sich allen Gefahren gewachsen wußte. Obwohl ich noch vor einer halben Stunde in Brammer schlotternde Angst ausgestanden hatte, war doch dieses Erlebnis nun schon ganz versunken, und von dorthier konnte keine Beschämung mir den hohen Mut dämpfen.

Der große Bruder Christian, fünf Jahre älter als ich, erlegte auch wohl mit Sachkunde eine Kreuzotter. Ich sah dem Kampf mit dem Drachen aus großzügig bemessener Entfernung zu. Gewiß lag es mir fern, den Ruhm des Bruders zu schmälern. Ich

bewunderte ihn sogar mit Ausschweifung. Aber wenn nun nach vollbrachter Tat Hochgefühle an mein Herz pochten, wie sie Siegfried und dem Ritter Sankt Jürgen gekommen sein müssen, hätte ich sie da mit dem Hinweis auf meine Untätigkeit während des Kampfes abweisen sollen? Ich öffnete ihnen die Tür weit.

Es besteht kein Zwang, von Brammer her Bokel auf dem Umweg über die Steppen des wilden Westens zu erreichen. Man kann auch den Sandweg wählen, der am Richtplatz vorbeiführt. An einem leuchtenden Sommertag hat das nicht die geringsten Bedenken; da ist der Schauer vor dem Ungeheuerlichen nur eine besondere Würze der Wanderlust. Hier irgendwo ist es geschehen. Hier hat ein Handwerksbursche seinen ahnungslosen Wandergefährten um einer armseligen Barschaft willen erschlagen und ihn dann im Graben hinter einem Brombeerendickicht obenhin verscharrt. Die Stelle kann keiner mehr genau bezeichnen, und darum stehen wir da still, wo am Wegrand die Brombeere besonders üppig wuchert, und meinen, hier könne der Tote wohl gelegen haben, und ein Schauer greift mir ans Herz. Und hier nun ist der Richtplatz: ein dreieckiges Stück Ödland, heidebewachsen, vom Weg und den Wällen zweier Koppeln begrenzt. Da ist dem Mörder das Haupt abgeschlagen worden. Dies alles lautet wie eine Mär aus der Vorzeit, und doch stand einst in der Menge, die zum Genuß des erbaulichen Schauspiels herbeigeeilt war, auch unser Großvater, zu dem wir auf dem Wege sind. Aber die Zeugenschaft seiner Augen hilft uns wenig, und wenn wir ihn auch heute wieder nach *Näherem* fragen, so wird er – wie immer – belehrend hervorheben, daß jede Untat ans Licht kommen muß, im übrigen aber sagen, daß er sich abwandte, als der Henker das Beil hob. Damit weicht dann alles in die *Ferne* zurück.

Wir bleiben am Richtplatz nicht stehen; wir betreten dieses Unland nicht; es treibt uns nicht, den Ort zu suchen, wo vermutlich das Blutgerüst stand. Schweigend gehen wir vorbei, den unheimlichen Ort mit scheuem Auge streifend, und vielleicht haben sich unsere Schritte unmerklich beschleunigt. Auf den angrenzenden Koppeln wächst das Getreide, nicht üppig zwar, aber doch treuherzig, wohlgesinnt und nach bestem Vermögen. Der Richtplatz aber liegt wüst. Die Menschen ahnen wohl, daß er

verflucht ist, daß ihnen dieser Acker hinfort sein Vermögen nicht geben darf, weil er sein Maul auf tun mußte, um Kains verruchtes Blut zu empfangen.

Das Erlebnis des Vorbeigehens am Richtplatz zieht durch die erbangende Kinderseele; aber es nistet sich dort für heute nicht ein. Wir sind nun in der Heide zwischen Bokel und Vollstedt. Vor dem herben, kräftigen Geruch, der sommers aus grell und prall besonnerter Heide aufsteigt, verfliegt der faulige Blutdunst über der Stätte des Mordes und seiner Sühne. Selige Sommerstille erstickt unter ihrem seidigen Gespinst die Klänge des Armesünderglöckleins, und wenn die Stille zerrissen wird, so geschieht ihr das nicht vom Gekrächze der Raben am Hochgericht, sondern vom Jubel der Lerchen.

Auf solchen Wanderungen gab mein Bruder erzählend an mich weiter, was er sich lesend zugeeignet hatte. Ich staunte andächtig zur Höhe seiner Belesenheit empor, die ihr Besitzer insofern zuweilen ein wenig mißbrauchte, als er mich durch einen Gutschein auf Geschichten zu allerlei langwierigen Dienstleistungen nötigte, denen er oft erst nach wiederholtem und stürmischem Mahnen kurz und unzureichend die Einlösung folgen ließ.

Den Belehrungen des Älteren verdanke ich bedeutungsvolle Aufhellungen eines unklaren Bildes der Welt. An einem Abend, als wir in unserer dunklen Kammer vor dem Schlafen noch von vielen Dingen des bunten Lebens flüsterten, traf mich eine ganz beiläufige und gar nicht auf besondere Wirkung berechnete Anmerkung über lebende Dichter mit überirdischer Gewalt. Bis zu diesem Augenblick waren für mich die Dichter Menschen einer gesteigerten Art, Angehörige des versunkenen Heroenalters. Und wie es trotz des gewaltigen Karl Abs in Hamburg keinen Herkules und keinen Siegfried mehr geben kann, so wird auch keinem Sterblichen mehr die Geistesmacht eignen, die zum Dichter macht. „Heute leben auch Dichter, und es werden immer neue geboren“, wiederholte mein Bruder, seine erste Aussage bekräftigend. Er sprach ein wenig mitleidig-herablassend, war aber doch gewiß sehr stolz, mit so schlichten Selbstverständlichkeiten ein viel tieferes Staunen hervorrufen zu können als mit den verwirrendsten Märchen. In mir war eine Verwandlung vorgegangen. Das Bild der Welt erschien mir näher und verstandesklarer und war

doch zugleich seliger entrückt und in einen magischen Dämmer getaucht. Das Leben war mir plötzlich wie geweiht, unser Ausgeschlossenensein von wahrer Größe weniger hoffnungslos. Ich selbst wurde mir werter bei dem Gedanken, Dichter als Zeitgenossen zu haben. Wenn ich auch ihrer einem nie begegnen konnte, weil es aus meinem Dorf in ihre Welt keinen Zugang gab, so war doch an dieser schönen Verwandlung der Welt nichts mehr zu ändern. Einen unbewußten und dunkel nur empfundenen Mangel konnte ich plötzlich benennen; aber derselbe Augenblick, der ihn mir solcherart auf die Seele wälzte, nahm ihn auch schon mit der Gewalt jäh gewachsener Erkenntnis hinweg und machte ihn wesenlos. Da war die Welt vollkommen.

Von Dichtern ging auch die Rede, als wir zwischen Bokel und Vollstedt über die Heide wanderten. Vor uns im Osten steigen die bewaldeten Höhen auf, durch welche dort die seenreiche, parkartige Landschaft des östlichen Holsteins mit adelsstolzer Entschiedenheit von der armseligen Geest abrückt. Dort liegt, nicht mehr fern, das Emkendorfer Schloß, wo einst Dichter aus- und eingingen, die Brüder Stolberg, Matthias Claudius und andere, wo einmal sogar Goethe erwartet wurde. Wenn man am Schloß vorbei unter den königlichen Bäumen der großen Allee auf Westensee zuwandert, so kann es einen mit einem Male durchschauern: Diese Stelle des Bodens hat einst vielleicht auch Klopstocks Fuß berührt. Was immer auch die ganz echten Luhnstedter zum Preise ihrer alten bäuerlichen Freiheit vorbringen mögen, die Wege und Redder ihrer Gemarkung hat nie eines Dichters Fuß geweiht. Und weil mein Vater in der Nähe Emkendorfs seine jungen Jahre verlebt hatte, schien mir unser Geschlecht, ob es gleich nur bescheidene Handwerker hervorbrachte, doch seinen kleinen Anteil zu haben an einem Adel, der nicht äußerlich auf den Namen des Grafen von Reventlow-Criminil sich gründet, sondern auf das Wirken des Geistes.

In Vollstedt, zwanzig Minuten nur von Emkendorf entfernt, endete unsere Wanderung. Wir begrüßten den Großvater, der uns aus sehr klaren grauen Augen erfreut und etwas schelmisch anlachte. Ein weißer Kranzbart umgab Wangen und Kinn. Bei aller Ehrwürdigkeit war er uns doch ein vertrauter Freund. An diesem Tage sahen wir die Sonne unter einen fremden Horizont

herabsteigen. Im Abenddämmer standen wir noch einen Augenblick am Scheunentor, warfen auch wohl noch einen Blick in die erstaunliche schwarze Tiefe des Vollstedter Soots. Dann kam im Gastbett der Schlaf schneller und herrischer als sonst.

Ja, der Großvater mußte uns als der Ahn gelten, weil von den Böttchern Peters, die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der kleinen Stadt Nortorf ansässig waren, doch gar zu wenig überliefert ist. Der Großvater dieses Großvaters ist im Winter von 1813 auf 1814 eines Todes gestorben, der nicht ganz natürlich war und gar mit den Zügen der in Schleswig-Holstein noch heute vielberedeten Kosaken unmittelbaren Zusammenhang gehabt haben soll. Die Familienüberlieferung will wissen, daß der Böttcher Peters, als in Nortorf höchst beunruhigende Gerüchte über das Anrücken der Kosaken von Neumünster her laut wurden, sein Pferd sattelte und ausritt, um Gewißheit zu erlangen. An einer Wegbiegung wäre er beinahe in die Vorhut der fremden, wilden Krieger hineingeritten. Die Reiter riefen ihn mit unverständlich rauhen Lauten an, und als er sein Pferd zur Flucht wandte, schickten sie ihm erst ein paar Kugeln nach und nahmen dann die Verfolgung auf. Er entkam ihnen aber, brachte den Mitbürgern warnende Gewißheit und ging ohne Verzug daran, seine Kostbarkeiten zu vergraben: eichene Bohlen und Silber-sachen. In der folgenden Nacht hat dann ein Herzschlag sein Leben beendet.

Die Geschichte klang sehr schön, war aber durch keinerlei Urkunden bezeugt, und ich glaube auch, daß die Peters diese Sache auf sich beruhen ließen in der vielleicht nicht unbegründeten Befürchtung, der grelle Scheinwerfer der historischen Forschung könne im ahnungsvoll verdämmernden Raum der Legende verhängnisvolle Wirkungen haben. Ich stellte über die alte Geschichte sehr herzstärkende Betrachtungen an. Mit Luhnstedt verglichen, war Nortorf eine volkreiche Stätte brandenden Lebens, und wenn dort in einer für das Gemeinwesen sehr ernsten Stunde der Ruf nach einem Mann der kühnen Tat ertönt, so braucht man sich nicht mit dem erstbesten zu bescheiden; denn es stehen viele zur Wahl. Der Böttcher Peters muß demnach entweder im Ort der Mann eines wohlverdienten allgemeinen Vertrauens gewesen sein, oder auch: die Höhe der Stunde hat ihn

jäh zu sich emporgerissen, so daß der sonst wenig Beachtete plötzlich als von allen Männern der Beherztste an der ersten Stelle stand. Vielleicht war er auch für diese Tat vorbestimmt durch den Besitz eines besonders leistungsfähigen Pferdes.

Der vergrabene Silberschatz ist nie wieder ans Licht gekommen. Ja, auch wir Peters hatten einst in der Familie einen Mann, der — wie es in düstern Geschichten feierlich lautet — „sein Geheimnis mit ins Grab genommen hat“. Es klingt gut, vom vergrabenen und bis heute unaufgefundenen Silberschatz der Familie zu reden, wenn auch nur ein paar Löffel verlorengegangen sind.

Ich ließ aber diesen Vorfahren um so williger in seinem halbmythischen Licht stehen, als ich das Auftauchen eines Peters auf der welthistorischen Bühne trotz der Bescheidenheit seiner Rolle im innersten Herzen doch als eine Ungehörigkeit empfinden mußte, als eine Vermessenheit, die uns nicht wohl ansteht. Der wirkliche Ahn blieb doch unser Großvater in Vollstedt.

Der hatte Nortorf verlassen und sich 1847 im Emkendorfer Gutsbezirk angesiedelt. Wenn man von Eintragungen in die Kirchenbücher absehen will, so trat mit ihm erst die Geschichte der Familie in das Zeitalter der urkundlichen Beglaubigung, und aus dem Jahre 1847 konnte er ein Schriftstück vorweisen, das in meinen Augen großes Gewicht hatte: „Wir, Christian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und der Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg etc. etc.

Thun hiemit kund, daß Wir, auf gesehenes alleruntertänigstes Ansuchen concedieret und bewilligt haben, wie Wir auch hiemit und kraft dieses allergnädigst concedieren und bewilligen, daß

JÜRGEN CHRISTIAN PETERS

das Böttcherhandwerk in dem adeligen Gute Emkendorf gegen Erlegung einer jährlichen Recognition von zwei Reichsbankthalern ungehindert treiben und sich und den Seinigen dadurch den nötigen Unterhalt zu erwerben suchen möge.“

Auf Dinge, die „urkundlich und unter Unserem vorgedruckten Königlichen Insiegel“ vorliegen, läßt sich das Selbstbewußtsein verlässlicher gründen als auf unsichere Erzählungen aus grauer Vorzeit. Adeln nicht diese Sätze, deren Gang halb altmodischgeziertes Trippeln, halb majestätisches Schreiten ist, ein wenig

auch den Namen des schlichten Bürgers, den sie in ihre Mitte nehmen? Und darf sich der Enkel dieses Mannes nicht auch gesichert fühlen in der Obhut einer Tradition? Eine Luhnstedter Vollhufe ist sicher nicht nur der Achtung, sondern sogar der Bewunderung würdig. Dennoch ist ihre Vererbung vom Vater auf den Sohn gewiß immer sang- und klanglos und ohne alles Aufgebot feierlicher Worte vonstatten gegangen, während der König von Dänemark sich höchstpersönlich bemühen mußte, wenn die Angelegenheiten des Böttchers Jürgen Christian Peters zur Entscheidung standen.

Er hat dem Handwerk und der Bestellung seines Ackers und seiner Wiese redlich obgelegen und solcherart für sich und die Seinigen den nötigen Lebensunterhalt erworben. Die Gemeinde betraute ihn seines klaren Verstandes wegen auch mit allerlei Ehrenämtern. Nun ist er achtzig Jahre alt und genießt den Feierabend seines Lebens.

In früheren Jahren war unser Großvater in der nahen und weiteren Umgebung seines Wohnortes berühmt als Pferdedoktor, womit er den Hufschmieden ein wenig ins Gehege kam. Das „wissenschaftliche Rüstzeug“ für diese Tätigkeit hatte er sich in jungen Jahren auf Laaland und später in der Schule eines Schäfers erworben. Dieser Schäfer vererbte ihm auch ein handgeschriebenes Heft, in dem die Heilmittel und ihre Zubereitung verzeichnet standen. Der Uneingeweihte hätte wohl Grund gefunden, in dieser Handschrift den Nachlaß eines Adepten der schwarzen Magie zu vermuten. Die Dinge, die da zusammengebraut werden sollten, stanken schon aus den Schriftzügen der Rezepte zum Himmel. Mit der Anwendung dieser höllischen Vorschriften, die der finstere Aberglaube diktiert zu haben schien, muß es in der Praxis des Großvaters denn doch gehapert haben; denn er ging sein Leben lang dem Aberglauben, wo immer er ihm begegnete, ungestüm zu Leibe. „Dat geht all natürlich to!“ Dies Wort war etwas wie die Losung seines Lebens. Und doch mußte er zuweilen mit dem Übel paktieren, dort nämlich, wo er ohne das Gebaren des Magiers kein Vertrauen fand. Dann bewog ihn — wie schalkhafte Geschichtchen bezeugen — das Erbarmen mit der gequälten Kreatur zu einer auf den besonderen Fall befristeten Hintanstellung seiner Grundsätze, dann führte er aber-

gläubische Bauern unter Anwendung von Faxen verschmitzt auf die Wege des gesunden Menschenverstandes. In solchen Fällen schwang er dann wohl den vergilbten und verfleckten literarischen Nachlaß des Schäfers als Schibboleth.

Rationalistische Zeiten bringen immer eine Hochblüte der Pädagogik, und so war denn auch der Großvater als echter Nachfahre der Aufklärung eine durchaus lehrhafte Natur. Aus seinem Leben berichtete er mit Vorliebe Ereignisse, die seinen Grundsatz: „Dat geht all natürlich to“ bewiesen. Möge er also eine dieser Geschichten noch einmal erzählen! Ja, das war in einer Nacht vom Sonntag zum Montag, da klopft es an das Schlafstufenfenster. Ich fahre hoch und frage, was los ist. „Christian Peters“, höre ich sagen, „ob Er man nach Eisendorf kommen wollte, da ist unsere braune Stute krank.“ Ich ziehe mich also an und gehe raus. Da steht ein Knecht, er ist beritten und hat auch für mich ein Reitpferd mitgebracht. Wir steigen auf und setzen uns in Trab. Den Knecht da kenne ich wohl; er ist sonst ein ganz schnutiger Bengel. Aber heute nacht hat er gar nichts zu Kauf und gibt sehr kurze Antworten. Aha, denke ich, dem ist jetzt schon spökelig zu Sinn. Zwischen Großvollstedt und Mühlendorf müssen wir nämlich durch eine Sandkuhle reiten, und da spukt es. Das wissen alle Leute, und dagegen ist gar nichts zu sagen. Na, ich will ihn denn ja beruhigen und sage ihm, was ich von Spökelgeschichten halte. Sieh mal, mein Junge, dat geht all natürlich to. Er knurrt denn auch was in den Bart, womit er mir wohl Beifall geben will; aber ich merke doch, daß ich nichts ausrichte. Anderswo mag sich das Unheimliche aufklären; aber die Sandkuhle zwischen Großvollstedt und Mühlendorf ist ein hoffnungsloser Fall. Da spökelt es ganz gewiß.

Weildessen hatte ein kleiner Fisselregen angefangen. Hinter Großvollstedt sagte mein Knecht kein Sterbenswort mehr. Nun mußte es denn ja auch gerade so hinkommen, daß wir in der Geisterstunde an die Spökelstelle kamen. So, nun war es so weit! Wir biegen in die Kuhle ein, und da sind die Geister denn auch schon versammelt. Mein Knecht schreit leise auf, und ich kann mir denken, wie ihm unter der Kappe die Haare zu Berge steigen und wie ihm die kalten Gräsen über den Rücken ziehen. Unsere Pferde werden unruhig, fangen an zu schnauben und steilen sich

hoch. Nichts ist von drüben zu hören; aber die Geister, die da in einer langen weißen Reihe den Weg sperren, kommen langsam näher. „Was kann das bloß sein?“ denke ich. Mit einem Mal schlägt es mich durch, und nun weiß ich Bescheid. „Deerns“, rufe ich, „laßt die Röcke herunter; ihr macht uns die Pferde bange.“ — „Ja, ja“, klingt es von drüben, und dann ist der Spuk verschwunden. Mir war nämlich eingefallen, daß es in Mühlendorf an dem Abend was zu tanzen gegeben hatte. Nun kamen die Großvollstedter Deerns von da zurück. Des Regens wegen hatten sie ihre Kleiderröcke über den Kopf genommen und kamen nun in ihren weißen Unterröcken daher. Siehst du wohl, mein Junge, sagte ich zu dem Knecht, merke dir das: „Dat geht all natürlich to!“

Dennoch habe ich jetzt den begründeten Verdacht, daß der Großvater um der erziehlichen Wirkung willen die Unbeirrbarkeit und Selbstsicherheit seiner Haltung durch sozusagen schauspielerische Mittel augenfälliger machte. Er hatte um sein Leben aus wohlbehauenen Verstandesgründen einen Ringwall aufgetürmt, und seine beruhigenden Reden von der unbedingten Friedfertigkeit der draußen wirkenden Mächte klangen immer ein wenig wie vom Wehrgang herunter. Am Ende wird unter solchen Umständen sogar ein Kind mißtrauisch, weil ihm die Burgbefestigungen zu der behaupteten Friedfertigkeit der Welt denn doch im Widerspruch zu stehen scheinen.

Ja, der Großvater hat vom Wehrgang aus das verdächtige Gesindel im Vorgelände herumschleichen sehen. Mein Vater erzählte mir später, daß der Ahn vor Erwachsenen zuweilen seinem lauten und breiten Wort: „Dat geht all natürlich to“ leiser und einräumend ein anderes folgen ließ: „Dat gifft wat in de Welt!“ Da haben wir, zur Formel verkürzt, Hamlets Erkenntnis, daß gewisse Dinge über die Schulweisheit hinausgehen. Wie hätte Christian Peters seinen streitbaren Rationalismus auch aufrechterhalten sollen gegenüber einer Erfahrung, die er einst an seinem Dorfgenossen Peter Tanck machte? Die beiden Männer, gute Freunde seit je, gingen einmal am späten Abend durch das Dorf und führten arglos ihr Gespräch von den Dingen des Alltags. Plötzlich — es war vor der Einfahrt auf einen Bauernhof — verlor Christian Peters ohne allen ersichtlichen Grund das Gleichgewicht und fiel so heftig auf die Erde, als habe *Es* ihn hinge-

worfen. War da eine Unebenheit des Bodens? Lag da ein Stein? War er mit dem Pantoffel umgewrickt? Nichts von alledem. Peter Tanck sagte leise und ganz ergeben: „Ich wollte dich noch zurückreißen. Sahst du denn nichts?“ — „Was denn?“ fragte Christian Peters. „Du bist über einen Sarg gefallen“, erwiderte der andere. Da bereute er auch schon, daß er dem Drang zur Mitteilung für dieses Mal nachgegeben hatte, und gequält und zitternd, wie geschüttelt von Schauern, die aus einer anderen Welt herüberwehen, bat er: „Sage keinem Menschen davon! Ich spreche sonst nie über das, was ich manchmal so sehen muß. Schweige! Versprich es mir!“ — Eine Woche später wurde der Sarg des Bauern von der Hofstätte getragen, vor deren Einfahrt *Es* meinen Großvater hingeschlagen hatte.

Als Peter Tanck in seinem Grabe ruhte, fühlte der Großvater sich von der Schweigepflicht befreit, und wieder um des Belehrens willen erzählte er von dem Mann, dem es gegeben war, manchmal einen Blick zu tun in das, was nach Gottes Willen dem Menschen verborgen bleiben soll. Hinter jedem steht eine Uhr aufgerichtet, deren Zifferblatt wir nicht sehen. Der Gang nur des Perpendikels hallt wider im Schlag unseres Herzens. Wir wissen nichts vom Stand der Stunde, von unserer eigenen nichts und nichts von der der anderen. Die Glockenschläge dringen nicht an unser Ohr. Peter Tanck aber vernimmt hin und wieder das rasselnde Geräusch, mit dem sich im Uhrwerk die Vollendung der Stunde ankündigt. Dann schlägt eine Geisterhand das schwarze Tuch vom Zifferblatt zurück, und immer hat es dann „angesagt zu zwölf“. Der kleine Zeiger hat die Runde, die ihm vorgeschrieben war, bald, sehr bald vollendet; gleich wird die letzte Stunde schlagen; die Geisterhand greift an das Perpendikel, der Schlag setzt aus — und ein Mensch ist hinüber.

Die Möglichkeit eines so unmenschlichen Wissens konnte mein Großvater nicht leugnen. Aber der damit Begabte war ihm ein Gezeichneter mehr als ein Ausgezeichneter, und die Gabe ist nicht in schöner Offenheit aus Gottes offenbarender Hand gekommen, sondern ihm von Dämonen heimlich zugesteckt worden. Er trägt sie wider Willen und mit bösem Gewissen. Gegenüber einer Verwirrung nun, die im Gefüge der Welt — Gott sei Dank! — Einzelfall bleibt, nahm sich mein Großvater mit Beharrlichkeit der

Regel an, die da besagt, daß alles natürlich zugeht. Um der Wahrhaftigkeit willen fühlte er sich verpflichtet, vor gereiften Menschen das Dasein dunkler Kräfte kurz zu bestätigen; aber er gab ihrem wider Gott rebellischen Wirken in seinem Denken keinen weiteren Raum.

Dann ist ein Drittes noch, das in seinem Leben eine Macht war. Es enthüllte sich mir, als ich später, etwa sechs Jahre nach der vorhin geschilderten Wanderung, an einem Sonntagvormittag im September einen Gang zu dem Ahnen machte. Da war der Großvater 85 Jahre alt. Ich sah beim Gang über die Heide schon im Geist das ruhige Greisengesicht bei meinem Eintritt in seine Stube in freudige Bewegung geraten und genoß dabei in einer schon ausschweifenden Art meine Wichtigkeit. Bei meiner Ankunft wollte ich denn auch sofort geräuschvoll bei ihm einbrechen, um ihm die Freude, mich zu sehen, keine Minute über das unbedingt Notwendige hinaus vorzuenthalten. Im letzten Augenblick aber erwischte die Tante noch meinen Arm, zog mich von der Tür zurück und sagte leise und eindringlich: „Er liest seine Predigt. Geh in den Garten und sei still! Ich rufe dich dann.“

In tiefer Betroffenheit ging ich die Steige des septemberbunten Gartens auf und ab. Die Sonne, die mir auf dem Wege mit unverminderter sommerlicher Gewalt ins Gesicht gebrannt hatte, schien nun mit einem verwandelten Licht. Eine linde Wehmut wehte mich an; noch vor der rechten Ankunft kam mir der Gedanke an den Abschied, und abgeerntete Beete sprachen mir plötzlich vom Hinsinken des alternden Jahres. Die Zeit ging hin — leere Zeit. Ich sah ihrem stillen Hinfließen zu, und die Knabenungeduld saß verschüchtert in ihrem Winkel und wagte sich nicht hervor. Endlich rief mich die Tante.

Da trat ich im Flur vorsichtig auf, öffnete die Tür mit aller Behutsamkeit, sagte scheu und leise ein Grußwort und blieb auf der Schwelle stehen. Ich wagte nicht mehr, lärmend auf den Großvater zuzustürzen; das Gefühl meiner Wichtigkeit hatte mich ganz verlassen. Dort, mir gegenüber saß er, der Ahn, in seinem Lehnstuhl. Hinter ihm in der Zimmerecke stand die alte Uhr. Auf seinen Knien hielt er, noch aufgeschlagen, die ehrwürdige Postille mit den aufgerauhten Ecken und Kanten ihres Ledereinbands, dem vergilbten Papier und dem großen, altmodi-

schen Druck. Seine gefalteten Hände ruhten auf dem Buch, und daneben lag die Brille mit der gebrechlichen Drahtfassung. Die weitoffenen, lichtgrauen Augen kehrten aus einer anderen Welt langsam zurück ins Diesseits, das ihnen schon nicht mehr ganz heimisch sein mochte, und den Knaben dort an der Tür traf ein befremdeter Blick. Die Uhr ging auf zwölf.

Im Januar des folgenden Jahres ist mein Großvater gestorben. Das Bild des halbentrückten Greises mit der Postille unter der Standuhr ist meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Er ist der Ahn; in seiner Gestalt ist mir das Verpflichtende, das aus der Folge der vorangegangenen Geschlechter geheimnisvoll und den Sinnen fern auf die Lebenden wirkt, wie zum faßlichen Bilde zusammengefaßt.

Mein Ahn hat ein tapferes Leben gelebt, da er so beharrlich und vertrauensvoll, dem Wissen um dunkle Mächte zum Trotz, nach der Leuchte des prüfenden Verstandes seine Wege ging. Als Gott uns ins Dunkle setzte, gab er uns dieses Licht in die Hand. Es empört sich wider den Willen des Herrn, wer sich dieses Lichtes entäußert, weil es ihm den Dienst einer Aufhellung des Weltalls nicht leisten kann. Und wenn wir auch den beschränkten Geltungsbereich unserer Leuchte erkennen, so haben wir dennoch die Pflicht, sie ins Dunkel hinauszutragen bis an den alleräußersten Rand unseres Vermögens. Wer aber vor dem letzten, undurchleuchtbaren Dunkel steht, der suche seine Zuflucht nicht bei verdächtigen Mächten des Zaubers, sondern fasse die Hand Gottes, die sich ihm aus der deutschen Bibel Martin Luthers hilfreich entgegenstreckt.

Wir leben alle unter der Standuhr. Das volle Rund des kleinen Zeigers mißt sich bei jedem anders und nie nach dem Maß, das unsere Glocken von den Türmen rufen. Unsere Augen sehen kein Zifferblatt, unsere Ohren hören nicht den Schlag der vollen Stunde, und dies urdunkle Erschrecken, das uns jäh und ungestüm bis auf den Grund der Seele durchfährt, kann der irdische Widerhall sein des Rasselns im Geräder, das den vom Drüben herdonnernden zwölf Glockenschlägen der Vollendung unmittelbar vorangeht.